Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Morgen-Ausgabe.

Inserate übernehmen ausserhalb Berlins: Bonn: M. Cohen. — Bremen: E. Schlotte. — Stettin: S. Salomon. — Frankfurt a. M.: G. L. Daube & Co., Jager's Buchhandlg. — Hamburg: Haasenstein & Vogler, Joh. Neubaur, Adolf Steiner. Görlitz: G. Müller. — Halle a. S.: J. Barck & Co. — Magdeburg: Robert Kiess. — Minden: C. Marowski. —

Wien: A. Opelik, Stubenbastei 8. — Amsterdam: A. Delamar Azn., Spuistraat 184. Frankreich: G. L. Daube & Co. in Paris, 21 bis Faubourg-Montmartre. — England: G. L. Daube & Co. in London, 30 Fleet Street. — Polen und Russland: Rajchmann & Frendler in Warschau, Senatorengasse 29.

Nr. 425. Berlin, Sonnabend den 12. September 1885, Morgens. 24. Jahrgang.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" erscheint täglich Morgens und Abends, mit Ausnahme von Sonntag Abend und Montag Morgen, bei besonderen Ereignissen in Extra-Ausgaben. Der Abonnementspreis beträgt für das Deutsche Reich und die österreichisch-ungarische Monarchie vierteljährlich 7 Mark 50 Pf., für das übrige Ausland mit dem entsprechenden Postaufschlag, und werden Abonnements bei den betreffenden Postanstalten angenommen. Für Berlin nehmen sämmtliche Zeitungs-Spediteure und die Expedition dieser Zeitung, Wilhelmstraße 32, Abonnements vierteljährlich zum Preise von 7 Mark 50 Pf., sowie die Post-Expeditionen 8 Mark incl. Bestellgebühr entgegen. Preis der einzelnen Nummer 10 Pf. Inserate nimmt die Expedition zum Preise von 40 Pf. pro fünfgespaltene Petitzeile an. Beiträge für die Redaction der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" sind an dieser Berlin SW. Wilhelmstraße 32, zu richten, und wird gleichzeitige Honorarangabe erbeten. Nachträgliche Honoraransprüche finden keine Berücksichtigung, unbenützte Einsendungen können nicht aufbewahrt werden. Die Redaction und die Expedition frankiren alle ihre Sendungen, nehmen daher auch nur frankirte Briefe an.

Telegraphische Korrespondenz.

(Wolffs Bureau.)

Paris, Freitag 11. September, Abends. General Courcy hat die Genehmigung nachgesucht, den jungen König von Annam im Rothfalle absegen zu dürfen. Das Kabinet hat dem General volle Aktionsfreiheit bewilligt. — Auf dem gestern Abend vom General Billot in Arras den fremden Offizieren gegebenen Banket brachte der General das Wohl seiner Gäste aus. Generallieutenant v. Alvensleben antwortete als Aeltester der fremden Offiziere mit einem Toast auf den Präsidenten der Republik.

(Siehe auch Seite 3.)

Amtliche Nachrichten aus dem Reichs- und Staats-Anzeiger.

Deutsches Reich.

Se. Majestät der Kaiser haben Allergnädigst geruht:

dem Marine-Auditeur Machenhauer der Marinestation der Nordsee die nachgesuchte Entlassung aus seinem Amt zu ertheilen.

Königreich Preußen.

Se. Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

den Ersten Staatsanwalt Frehsee in Frankfurt a. M. zum Kammergerichtsrath, und den Staatsanwalt Zaehle in Ostrowo zum Ersten Staatsanwalt bei dem Landgericht in Gnesen zu ernennen; sowie

den Besitzern einer Buchdruckerei und lithographischen Anstalt, Gebrüdern Heinrich und Robert Sommer, Inhabern der Firma „H. Chr. Sommer" zu Ems, das Prädikat als königliche Hof-Buchdrucker zu verleihen.

Des Königs Majestät haben geruht, den Regierungs-Präsidenten a. D. Frhrn. v. Zedlitz-Neukirch von dem Amt als Staatskommissar bei dem Kreditinstitut für die Ober- und Niederlausitz zu entbinden und an seiner Stelle den Regierungs-Präsidenten Prinzen Handjery zu Liegnitz für die Dauer seiner dortigen Amtsverwaltung zum königlichen Kommissar bei dem gedachten Kreditinstitut zu ernennen.

Bei dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten ist der Eisenbahnsekretair Richter zum Geheimen expedirenden Sekretair und Kalkulator ernannt worden.

Wenn der bekannte Nationalökonom Herr Dr. Karl v. Scherzer eine wirthschaftliche Fragen betreffende Arbeit veröffentlicht, dann pflegt unsere Manchesterpresse mit der Zensur „sehr gut" stets bei der Hand zu sein. — Dazu hat dieselbe allerdings allen Grund, denn Herr v. Scherzer hat als radikaler Freihändler und Gegner des „veralteten Systems des Protektionismus" stets mit Eifer und oft mit großem Erfolg in den ersten Reihen jener wirthschaftlichen Schule gestritten. Neugierig wird man aber sein dürfen, wie ein neuerdings in der „Neuen Freien Presse" veröffentlichter, nach diesem Blatte „interessante Anregungen" enthaltender Artikel von jener Seite zensirt werden wird.

Herr v. Scherzer befaßt sich darin mit der Hebung der Handelsmarine und erachtet es gerade jetzt, wo man in Italien ein Gesetz zur Hebung der nationalen Handelsmarine votirte und in Oesterreich zu gleichem Zweck eine Enquete veranstalte, für angemessen, der Sache auf Grund seiner Erfahrungen näher zu treten. Französische, italienische und „leider" auch österreichisch-ungarische Schiffsrheder glaubten — so beginnt Herr v. Scherzer — die einzige Rettung aus ihrer trostlosen Lage in ausreichender Staatshülfe und namentlich in reichlichen Schiffsbauprämien suchen zu sollen. Dieses „veraltete System des Protektionismus" erscheint Herrn v. Scherzer in keiner Weise geeignet, der Handelsmarine neues Leben einzuflößen; er bezweifelt sich aber nicht — wie es bei uns von manchesterlicher Seite üblich ist — mit der Kritik jenes Systems, sondern macht eigene Vorschläge.

Herr v. Scherzer ist von der Ueberzeugung durchdrungen, nicht durch Schiffsbauprämien sei der Handelsmarine zu helfen, „sondern hauptsächlich und vor Allem durch Beseitigung und Unterdrückung jener maßlosen Konkurrenz, welche selbst vor den unerlaubtesten Mitteln nicht zurückschreckt, um einen momentanen Gewinn einzuheimsen, ohne den unermeßlichen Schaden zu bedenken, welchen sie durch ihr unheilvolles System anrichtet."

Zur Unterdrückung dieser, eigentlich doch das Ziel manchesterlicher Wünsche darstellenden „maßlosen Konkurrenz" wird nun eine auf Gegenseitigkeit basirte Assoziation der Handelsmarine aller seefahrenden Nationen als natürlichster Weg vorgeschlagen. Die „Gesellschaft" soll gewisse Spesen der Schiffsmakler ersparen, mit Rath und That an die Hand gehen, unter ihren Auspizien soll ferner eine internationale See-Assekuranz-Gesellschaft gebildet werden, daraus zusammen sollen Ersparnisse von etwa 75 pCt. resultiren — wovon? ist leider nicht recht ersichtlich, vermuthlich von den Rhederei-unkosten. Endlich soll die Assoziation Frachten vermitteln, um Reisen in Ballast zu vermeiden und, was die Hauptsache wäre, „einen billigen Tarif ausarbeiten", welcher dem Kaufmannsstande zu dem großen Vortheil verhelfen soll, ohne Sorge vor Preisschwankungen der Frachtsätze kalkuliren zu können. Ob diese „internationale Assoziation zur Unterdrückung der Konkurrenz", die doch besten Falls auf ein Preiskartell hinausliefe, nach dem Geschmacke unserer Manchesterleute sein würde, weil sie unter dem beliebten Namen „Assoziation" empfohlen wird, darf man bezweifeln; auch Herr v. Scherzer verkennt die ihr entgegenstehenden „politischen, juridischen und wirthschaftlichen Bedenken" nicht, stellt sie aber nur als eine weiterer Verfolgung würdige „Idee" hin.

Nachdem nun so der Handelsmarine aller Nationen eine „Idee" entgegengebracht ist, um die „maßlose Konkurrenz zu unterdrücken", wenn sie will und kann, hat Herr v. Scherzer aber auch speziell für die Hebung der österreichisch-ungarischen Handelsmarine einen praktischen Vorschlag. Auch hier erklärt er Staatsprämien für vermehrte Konstruktion und ausgedehntere Navigation für ebensowenig zweckentsprechend und ersprießlich, als bei der fremdländischen Handelschifffahrt. Doch aber dränge das in Italien votirte Prämiengesetz zu energischen Schritten zu Gunsten der österreichischen Handelsmarine, und als solchen „energischen Schritt" empfiehlt Herr v. Scherzer eine marine-technische Reform der Handelsmarine. Versuche englischer und amerikanischer Schiffsbauer hätten in unwiderleglicher (?) Weise gezeigt, daß bei den niedrigen Preisen des zum Schiffsbau geeigneten Eisens und durch gewisse ingeniöse Neuerungen und Verbesserungen in der Konstruktion der Masten und Segel, sowie in der Handhabung der Takelage auch für Segelschiffe, selbst bei mäßigem Winde, eine bisher ungeahnte, auf angeblich 14 Seemeilen in der Stunde besseriete Fahrgeschwindigkeit erzielt werden könne. Derartig neu-konstruirte Seefahrzeuge würden, so meint Herr von Scherzer, in jeder Beziehung mit Schraubendampfern konkurriren können, und um diesen Vortheil zu sichern, scheint es ihm „nicht allzu gewagt", unverzüglich und in möglichst rascher Zeit eine allen berechtigten Ansprüchen entsprechende Transformation unserer Handelsflotte mit theilweiser Staatshülfe anzufreben:

Durch Gründung einer Bank für maritime Interessen — so wird geschlossen — könnten wohl unschwer die benöthigten Geldmittel beschafft werden, um die so dringend gebotenen Verbesserungen und Transformationen im Materiale unserer Handelsmarine schneller und zweckdienlicher durchzuführen, als dies durch den Einzelnen überhaupt möglich ist, und die Staatsverwaltung würde einem solchen Unternehmen schon höchst ersprießliche Dienste leisten, wenn sie dasselbe mit der gleichen Summe unterstützen möchte, welche gegenwärtig Italien und Frankreich jährlich an Staatsprämien verausgaben.

Herr v. Scherzer will also keineswegs nach dem „veralteten System des Protektionismus" direkte Staatshülfe durch Schiffsbauprämien, sondern indirekte, durch eine maritime Bank zu vermittelnde, Staatshülfe durch Schiffsumbau-Unterstützung, das ist der ganze Unterschied! Ohne auf die marine-technische Seite der Sache einzugehen, dürfen wir soviel feststellen, daß Assoziation zur Unterdrückung der Konkurrenz und theilweise Staatshülfe durch Umbau-Unterstützung Dinge sind, welche dem „veralteten System des Protektionismus" ziemlich nahe stehen, so daß man gewiß gespannt sein darf, wie diesmal unsere Anti-Staatssozialisten zu Wasser und zu Lande ihren langjährigen Protektionismus [illegible] und ob und wie sie sich in seine vielmaligen Auslassungen auseinandersetzen werden.

Ein Nachruf, welchen der „R. und St.-Anz." dem verstorbenen Generallieutenant **Baeyer** widmet, schließt mit folgenden Worten:

„Der Heimgegangene hinterläßt mit den Geistes-werken, die er geschaffen und die ihn lange überleben werden, die Erinnerung an eine hervorragende wissenschaftliche Notabilität. Sein Andenken wird nicht nur in den Annalen der preußischen Heeres- und Staatsgeschichte, sondern auf den Tafeln der Geschichte unserer gesammten modernen Kulturentwickelung stets einen hohen Ehrenplatz einnehmen"

Wie in früheren Jahren, ist, nach Meldung der „B. P. N.", die zweite Hälfte des September auch in diesem Jahre für Vornahme derjenigen kommissarischen Berathungen zwischen den Kommissaren des Finanzministers und der übrigen Ministerien in Aussicht genommen, durch welche die Verständigung über die noch nicht erledigten Fragen aus den **Etatsanmeldungen** herbeigeführt bez. vorbereitet werden soll. So beginnen u. A. die Verhandlungen über den Etat des Kultusministeriums am 20. d. M. Wenn der Landtag im Herbste versammelt wird, pflegt die endgültige Feststellung des dem Landtage vorzulegenden Entwurfs des Etats unmittelbar nach Abschluß dieser kommissarischen Berathungen stattzufinden. Im vorigen Jahre, wo der Landtag erst nach Neujahr berufen wurde, ist diese abschließende Feststellung erst kurz vor Jahresschluß erfolgt; dieses Verfahren empfiehlt sich, um noch alle Erfahrungen aus dem Verwaltungsergebniß der folgenden Monate des laufenden Jahres für den Voranschlag benutzen zu können. Wenn, wie anzunehmen, die bevorstehende Landtagssession zur ähnlichen Zeit beginnt, wie die vorige, dürfte daher voraussichtlich ebenso verfahren werden, wie im Vorjahre.

Ein Artikelschreiber des „**Frankfurter Journal**" ist mit unseren neulichen Artikeln über die „Parteischeidungen und ihre geschichtliche Erklärung" nicht zufrieden. Nach der Meinung dieses Herrn, dessen Selbstbewußtsein in umgekehrtem Verhältniß zu seiner Gründlichkeit zu stehen scheint, ist die „Nordd. Allgem. Zeitung" ein Parteiblatt, und darum sei es zu bedauern,

„wenn das Blatt sechs Wochen vor der Wahlkampagne sich noch nicht darüber schlüssig machen kann, ob es zur Bildung einer nationalen Mittelpartei die Hand bieten will oder sich dazu verstehen kann, ein Bündniß mit Leuten einzugehen, die zu gleicher Zeit den demokratischen Gedanken unterstützen."

Wir haben viel eher Grund, zu bedauern, daß die „Nordd. Allg. Zeitung" im „Frankf. Journal" von einem Politiker herangezogen wird, der allem Anscheine nach von unserem Blatte bisher kaum mehr als den Namen kennen gelernt hat, und auch sonst in der Presse offenbar so gut wie keinen Bescheid weiß, da er sonst wenigstens einmal und beiläufig von den Komplimenten gelesen haben müßte, mit denen die „Nordd. Allg. Ztg." von seiner Seite einer nationalen Mittelpartei wegen ihres Eintretens für eine solche seit Jahren regalirt worden ist. „Nimm und lies", möchten wir dem eifrigen Herrn zurufen; wenn er erst gelesen, werden seine Zweifel beschwichtigt sein.

Ueber die Nothlage der Wollsocken-Industrie in Barr im Elsaß entnehmen wir der „Landeszeitung für Elsaß-Lothringen" folgende Mittheilung:

„Bekanntlich ist die Wollsocken-Industrie in Barr, welche in ihrem früheren blühenden Zustande einem großen Theil der ärmeren Bevölkerung der Kreise Schlettstadt, Molsheim und Gebweiler — nach amtlicher Schätzung ca. 12 000 Personen — durch Hausarbeit Beschäftigung und Verdienst gewährte, in Folge der neuerlichen französischen Zollerhöhung auf ihre Fabrikate in eine zunehmend mißliche Lage gerathen. Der Eingangszoll nach Frankreich beträgt nach dem Tarif vom 7. Mai 1881 87 Fr. per 100 Kilo Wollsocken, was auf das Dutzend Paare mit einem Verkaufspreise von 10 Fr. den hohen Betrag von ca. 1,40 Fr. an Zollgebühr ausmacht. Bei dieser Zollbelastung ist der Absatz nach Frankreich, wohin bisher 9 Zehntel der ganzen Produktion an Wollsocken versandt wurden, erheblich zurückgegangen. Jenseits der Grenze haben sich Konkurrenzunternehmen gebildet, welche in Ihre durch den Eingangszoll begünstigten Lage mehr und mehr das dortige große Absatzgebiet an sich reißen, und es läßt sich der Zeitpunkt absehen, zu welchem die inländischen Fabriken in ihrem Export dorthin auf ein zu ihrem Bestande unzureichendes Maß reduzirt sein werden. Auf eine Ermäßigung des französischen Eingangszolles ist den Umständen nach nicht zu rechnen. Demnach bleibt der Wollsocken-Industrie zu Barr nur übrig, auf deutschem Markte einen Ersatz für das verlorene gebende Absatzgebiet zu suchen. Da die von einigen Fabrikanten in Barr nach dieser Richtung bereits angeknüpften kaufmännischen Beziehungen einen Erfolg bis jetzt nicht gehabt haben, sind regierungsseitig Anordnungen getroffen worden, um zunächst in den Gegenden Deutschlands, wo das Tragen von Holzschuhen unter der Arbeiterbevölkerung üblich ist, auf dem Wege direkten Ersuchens seitens der mit der Fabrikinspektion im Elsaß betrauten Behörde, die Direktionen größerer deutscher Werke, sowie die Verwaltungen der für die Arbeiter dort bestehenden Konsumvereine für die Einführung der in Rede stehenden Waare zu interessiren. Letztere bietet eine für Landleute und Arbeiter sehr brauchbare und nützliche billige Fußbekleidung. Namentlich da, wo Holzschuhe getragen werden, gewähren diese Wollsocken einen vorzüglichen Schutz gegen Kälte und Nässe. Es steht zu erwarten, daß die gethanen Schritte von Erfolg sein werden. Der Wollsockenindustrie zu Barr wird durch die Betheiligung der deutschen Werke an dem Vertrieb ihrer Fabrikate voraussichtlich eine wirksame Hülfe, deren dieselbe dringend bedarf, geschaffen werden können."

Journal-Revue.

Das „Wiener Fremdenblatt" schreibt: In einem Punkte aber, so meinen wir, hat das öffentliche Urtheil zeigt festere und geschärftere Grundlagen gewonnen, als je zuvor. Fürst Bismarck hat die Welt mit den ruhmgewaltigen Thatsachen seiner Kraft erfüllt. Allein es war ihm zugleich die weniger glänzende, aber nicht minder wirkungsvolle Aufgabe beschieden, mit den unverrückbaren Ideen des Völkerfriedens zu durchdringen und zu beschirmen, was durch das Schwert geschaffen worden. Wie der Kanzler des Deutschen Reiches diese Aufgabe erfaßt hat, wie er sie durchzuführen gewillt ist, hat die gegenwärtige Komplikation dargethan. Die Bewegung in Spanien hat es ihm nicht leicht gemacht, an den Grundsätzen der Mäßigung festzuhalten. Beleidigungen und Herausforderungen gegen Deutschland haben sich gehäuft, von denen es genügt hätte, eine einzelne herauszugreifen, um die ernstesten Konsequenzen daran zu knüpfen. Fürst Bismarck hat nicht einen Augenblick lang die spanische Regierung mit den Leitern und Förderern jener Bewegung identifizirt und ersterer eine Verantwortung aufgelastet, die zu tragen ihre Schultern vielleicht nicht stark genug gewesen wären. Das muß um so lebhafter hervorgehoben werden, als Deutschland, sollte der Friede nicht gerettet werden können, den Krieg gewiß nicht mehr zu scheuen gehabt hätte als Spanien. Er begegnet aber zugleich den Auffassungen Jener, die in der moralischen Superiorität des größten Staatsmannes unserer Zeit einen wachsenden Druck auf Europa erkennen. An sich ist die Anderung eines italienischen Blattes vollkommen richtig, daß Europa niemals auf die Dauer sich dem Willen eines einzigen Mannes unterworfen hat. Weder Karl V., noch Ludwig XIV., noch Napoleon I. haben ihre Ansprüche auf die Suprematie bleibend behauptet. Die Versuche Napoleons III., sich eine ideelle Hegemonie und das Recht der obersten europäischen Entscheidungen zu sichern, führten zur Zertrümmerung des Kaiserreiches. Aber Fürst Bismarck steht außerhalb dieser Vergleiche. Er hat die Größe seines politischen Könnens nicht zur Staffel weiterer Machtentfaltung gemacht. Wie er selbst Bestrebungen, deren Berechtigung ihm theoretisch unanfechtbar erscheint, thatsächlich dem Gedanken des Friedens und einer, jeden Gewaltakt ausschließenden Entwickelung unterordnet, zeigt seine gegenwärtige Haltung. Es ist nicht denkbar, daß das nicht starke und tiefe Eindrücke im spanischen Volke selbst erzeugen soll. Die leidenschaftlichen Erregungen sind im Schwinden und die Augen der Nation wenden sich wieder mit gehobenem Vertrauen ihrem Königthume zu, welches sich gerade in diesen stürmischen Tagen als ein fester und nicht die schelnbaren, sondern die wahren Interessen Spaniens vertheidigender Halt erwiesen hat."

Gegenüber den Bemühungen einiger, allerdings nur vereinzelter Blätter, auch die Verwickelung mit

---

Feuilleton der Norddeutschen Allgem. Zeitung.
40 Berlin, den 12. September 1885.

Das Majorat.

Roman von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Der Hauptmann wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihm, er legte den Arm um das schöne Mädchen und zog es fest an sein stürmisch pochendes Herz, die Lippen fanden sich, sie besiegelten den Bund, der für Zeit und Ewigkeit geschlossen war.

„So habe ich Dich nun, Du meine Süße, und keine Macht der Erde soll Dich mir entreißen", sagte er jubelnd, während er ihr tief in die feucht schimmernden Augen schaute. „Das ist fast zu viel des Glücks, auf das ich in meinen kühnsten Träumen nicht zu hoffen wagte."

„Weshalb nicht hoffen?" erwiderte Theodore, sich innig an ihn schmiegend. „Dem kühnen Manne darf kein Ziel zu hoch sein, er wird es erreichen, wenn er Muth und Ausdauer besitzt. Ich habe Dich schon geliebt in der Stunde, in der wir zum ersten Mal einander sahen, ich wußte nicht, ob ich auf Gegenliebe hoffen durfte, und dennoch konnte ich Dich nicht vergessen. Die Frage Deines Vaters ob Dein Besuch mir angenehm sein würde, flößte mir neue Hoffnung ein, drum auch zürnte ich Dir, weil Du mich vergeblich warten ließest."

„Wenn ich eine Ahnung davon gehabt hätte", sagte er, nachdem er sie abermals geküßt hatte. „Wie aber durfte ich diese kühne Hoffnung hegen? Wenn ich auch vermögend bin, so kann ich Dir doch nur einen bürgerlichen Namen bieten."

„Und wie wenig stolz ich auf meinen Adel bin, hättest Du doch wissen müssen! Haben wir nicht bei unserer ersten Begegnung davon gesprochen?"

„Verzeih', was wir damals gesprochen haben, weiß ich nur noch zum geringsten Theil, Deine schönen Augen haben mich so sehr bezaubert, daß ich nur an sie denken konnte."

„Schmeichler!" scherzte sie, mit einem tiefinnigen Blick ihn anschauend, „diese Augen werden fortan nur Die leuchten."

Sie hatten sich erhoben, Schritte, die auf einem Seitenwege hinter ihnen laut wurden, veranlaßten sie dazu, Arm in Arm wanderten sie tiefer in den Garten hinein.

„Ich werde morgen Deinen Papa um Deine Hand bitten", sagte er nach kurzem Schweigen. „Glaubst Du, daß er über diese Mesalliance sich ebenso leicht hinwegsetzen wird, wie Du?"

„Nenn' es nicht Mesalliance", bat sie, „Dein Stand adelt Dich, die Offiziere stehen ja dem Throne zunächst."

„Nichtsdestoweniger wird Dein Vater es als eine Mesalliance betrachten!"

„Ich fürchte das auch", sagte sie, und leichte Schatten umwölkten jetzt ihre Stirne, „ich verhehle Dir nicht, daß wir einen harten Kampf mit meinem Vater haben werden, aber Muth und Ausdauer werden uns den Sieg gewinnen helfen."

„Ich habe beides, und wenn Du treu zu mir steht —"

„Treu in Noth und Tod, Georg!"

„So komme ich morgen."

„Warte noch einige Tage damit", bat sie nach kurzem Nachdenken, „es würde rathsam sein, wenn mein Vater vorbereitet wäre, vielleicht finde ich eine Gelegenheit, ihm mein Herzensgeheimniß zu bekennen. Dagobert wird auch auf unserer Seite sein, er ist ein aufrichtiger Freund, und hat er auch keinen Einfluß auf meinen Vater, seine Freundschaft kann uns immerhin als Stütze dienen."

„Dagobert?" fragte Georg gedankenvoll. „Könnte es nicht in der Absicht Deines Vaters liegen, ihn mit Dir zu vermählen?"

„Von solcher Absicht habe ich noch nichts bemerkt", erwiderte sie, „und weder Dagobert noch ich würden ihr zustimmen."

„Weißt Du das von Dagobert so sicher?"

„Ich weiß es, Georg, wir Beide sind gute Freunde, aber von Liebe kann nie zwischen uns die Rede sein. Vielleicht ist die Berathung nun zu Ende, und wenn Du Dagobert besuchen willst —"

„Heute nicht", unterbrach er sie rasch, „in der freudig erregten Stimmung, in der ich bin, könnte ich ihm mein Glück nicht verschweigen, und doch darf ich mich desselben erst dann ganz freuen, wenn ich die Zusage Deines Vaters erhalten habe. Von keiner anderen Seite darf Dein Papa unsere Verlobung erfahren."

„Du hast Recht", nickte sie, „wir Beide müssen die Ersten sein, die offen mit ihm darüber reden, er haßt alle Heimlichkeiten, und sein jähzorniges Temperament könnte ihn zu einer Erklärung hinreißen, die uns den Kampf erschwerte. Also geduldige Dich einige Tage, vielleicht wäre es gut, wenn Du vor Deiner Werbung meinem Vater einen Besuch machtest, damit er Dich näher kennen lernt. Ein Vorwand dazu wird sich ja leicht finden lassen."

„Ich will darüber nachdenken", sagte er, „Dein Rath mag gut sein. Nun aber will ich auch scheiden, Geliebte, ein neugieriges Auge könnte uns hier beobachten und Deinem Vater die Neuigkeit hinterbringen. Wie gerne ich bei Dir bliebe, brauche ich wohl nicht zu sagen, ich hoffe, der Tag wird bald kommen, an dem ich Dich öffentlich meine süße Braut nennen darf."

Er band die Zügel seines Pferdes los und schritt langsam dem Walde zu.

Theodore, die an seinem Arme hing, schmiegte sich innig an ihn, eine unsagbare Fülle von Liebe strahlte aus ihren Augen.

„Wie gerne sähe auch ich es, wenn Du bei mir bliebest," sagte sie leise, „aber Du hast Recht, voll und ganz dürfen wir unseres Glückes uns noch nicht freuen, und ebenso wenig darf Papa von anderer Seite unsere Verlobung erfahren. Und wenn Du auch scheidest, ich bin nun nicht mehr allein, Geliebter, unsere Seelen werden stets beisammen sein im Wachen und im Träumen. Leb' wohl und komme bald; folge meinem Rathe, von dem ich nur Gutes erwarte."

Er schloß sie noch einmal fest in seine Arme und küßte sie auf Augen und Lippen, dann schwang er sich in den Sattel, und ihr noch einmal mit der Hand zuwinkend, ritt er rasch von dannen.

11. Kapitel.

„Eine Dame wünscht den Herrn Notar zu sprechen," meldete der Schreiber; der kleine hagere Herr, der eben eine Prise nehmen wollte, nickte gewährend und trat vor den Spiegel, um die Weste herunterzuziehen und die weiße Halsbinde zurecht zu rücken.

Gleich darauf trat Nanni in eleganter Toilette ein.

„Ach so, Sie sind es?" fragte der Justitiar enttäuscht, „na, nehmen Sie Platz, Sie kommen gelegen, denn ich habe gerade eine halbe Stunde Zeit."

„Ich sollte glauben, daß ich Ihnen immer gelegen komme," erwiderte die Zofe in ihrer schnippischen Weise, „ich kann nicht über meine Zeit verfügen, wie es mir beliebt. Wenn das gnädige Fräulein mich nicht zur Putzmacherin und Schneiderin geschickt hätte, wäre ich auch heute Morgen noch nicht gekommen."

„Zur Sache!" sagte der alte Herr, auf einen Stuhl deutend, „bringen Sie mir wichtige Nachrichten?"

„Vielleicht!"

„Dann heraus damit!"

„So rasch geht das nicht; fragen Sie, und ich werde antworten."

„Was ist da viel zu fragen", sagte er achselzuckend, „es wird eben Alles noch so sein, wie es gestern und vorgestern war."

„Doch nicht so ganz", antwortete sie in einem triumphirenden Tone, „die beiden Herren haben gestern den ersten Wortwechsel gehabt."

„Worüber?"

„Ich weiß es nicht, sie hatten im Arbeitskabinet eine lange Unterredung und sprachen dabei sehr laut, ich hörte nur, daß Baron Dagobert den Verwalter einen Spitzbuben nannte."

„Um, das ist nichts Neues, dem Verwalter ist ja gekündigt. Steht die Baronin noch immer auf gespanntem Fuße mit ihrem Schwager?"

„Sie verläßt ihre Gemächer nur selten, speist dort allein und will weder von ihrem Schwager noch von der Baronesse etwas wissen. Ein ungarischer Graf hat den Herren Besuch gemacht und mit Baron Dagobert lange allein gesprochen."

„Sein Name?" fragte der Notar, aufblickend.

„Ich fand die Karte heute Morgen auf dem Schreibtisch, Graf Morray. Baron Dagobert ist heute Morgen gleich nach dem Frühstück zur Stadt; er hat beim Abschied gesagt, daß er wahrscheinlich vor Abend nicht zurückkehren werde. Uebrigens ist meine Stellung schwierig und unangenehm geworden, der Kammerdiener und der Kutscher nennen mich bei jeder Gelegenheit eine Spionin, sie kennen meine Besuche bei Ihnen, ich kann mich nicht genug vor ihnen hüten."

„Der Herr Baron und ich schätzen Sie, da kann Ihnen nichts geschehen."

„Wenn das gnädige Fräulein Kenntniß davon erhielte, würde sie meine Entlassung fordern, deshalb fordere ich nun die Entlassung der Anderen."

Der alte Herr klopfte auf den Deckel seiner Dose und lächelte höttisch. „Die alten zuverlässigen Diener kann und wird der Herr Baron nicht ohne Grund entlassen", sagte er.

„Gründe sind genug vorhanden", erwiderte Nanny rasch, „die alten Diener halten mit Baron Dagobert, sie verrathen ihren Herrn an ihn."

„Können Sie das beweisen?"

„Die Beweise wären leicht zu finden."

Der Notar legte die Hände auf den Rücken und wanderte eine Weile mit gedankenvoller Miene auf und nieder.

„Und worauf würden die Beweise hinauslaufen?" sagte er. „Auf Geklatsch, dem Baron Kurt keine Folge geben dürfte. Von einem Verrath kann ja auch keine Rede sein; der Herr Baron bleibt in allen seinen Handlungen auf dem gesetzlichen Wege, und es ist am Ende kein Vorwurf für die alten Diener, wenn sie dem rechtmäßigen Erben anhangen —"

(Fortsetzung folgt.)